Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 22. Bromberg, den 29. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

(9. Fortsetzung.)

4.

Es dunkelte bereits, als sie die Hotelhalle wieder betraten, und die meisten Gäste warteten, zum Souper umgekleidet, auf den Gongschlag. Jenny erregte wiederum berechtigtes Aufsehen, und eine auf jung geschminkte Dame eilte auf sie zu, nannte rasch und unverständlich ihren Namen und fragte, ob die Frau Generalkonsul nicht so freundlich sein wolle, zu verraten, wer ihr das entzückende Promenadenkleid gearbeitet habe?

„Ich beziehe alles von der Firma Görlitzer und Doppelmann in Berlin!" erwiderte Jenny sofort und empfand eine gewisse Genugtuung darüber, daß es ihr vergönnt war, ein wenig zum Renommee ihrer Firma beitragen zu können. Dann verabschiedete sie sich von Francis und ging in ihr Appartement, um sich gleichfalls umzuziehen, eine Tätigkeit, der auch Fidikuk in seiner Höhle unterm Dach obliegen wollte.

In einer Nische saßen auf Klubmöbeln Frau Hesesand, der Major und Dr. Weibezahl. Wie nicht anders zu erwarten, drehte sich auch hier das Gespräch um Jenny. Besonders war es die Toilettenpracht der Frau Generalkonsulin, die es der Mama Hesesand angetan hatte.

„Ich bitte Sie, meine Herren, bei allem Geschmack, den ich der Dame zubillige, muß ich doch sagen, daß ihre Art, Kostüme zu tragen, etwas geradezu Herausforderndes hat. Vielleicht ist ihre exotische Ehe schuld daran, daß man sie mit besonderen Augen ansieht, aber ich jedenfalls bin anders erzogen worden, und ich sage meiner Tochter jeden Tag: einfach und schlicht, mein Kind, das ziert die deutsche Jungfrau!" Und sie sah sich imponierend um, während die Herren, die im Innern ganz anders dachten, feierliche Gesichter machten.

Da wollte es leider der Zufall, daß just in diesem, dem Lobe der schlichten und einfachen Jungfrau gewidmeten Augenblick Fräulein Mimi am Tische erschien und in ihrem Abendkleide weit entfernt war, die mütterlichen Grundsätze zu rechtfertigen. Ihr Kleid bestand eigentlich nur aus einem eng um den Körper gewundenen und phantastisch gesteckten Stück taubenfarbener Seide, das oben und unten aufhörte, nachdem es kaum begonnen hatte. Dazu war der glatte Pagenkopf frisch mit Brillantine geölt, Arme, Hände, Schultern und Gesicht mit Puder bestäubt, und alles in allem sah Mimi mehr wie ein verteufelt hübsches und verteufelt pikantes Tillergirl, als wie eine schlichte, deutsche Jungfrau aus.

Die Herren verbissen ein Lachen, machten aber Fräulein Mimi begeisterte Komplimente und Frau Hesesand nahm sich vor, nachher Mimi wirklich zum erstenmal energisch die Prinzipien vorzuhalten, nach denen sie die Erziehung angeblich geleitet hatte. Es mißfiel ihr sichtlich, daß Mimi sich aus der ihr von Weibezahl angebotenen Zigarettendose bediente und wieder mit den Beinen „wippelte". Da sie hierdurch aber die Blicke der Herren, und vor allem der unverheirateten, anzog, begnügte sich Frau Hesesand damit, innerlich zu seufzen und festzustellen, daß sich die Welt stark verändert hatte, seit der Kandidat des höheren Schulamts Jeremias Hesesand vor 28 Jahren um sie gefreit hatte.

„Nun, Herr Doktor," begann Mimi die Chance Weibezahl aufs Neue zu bearbeiten. „Wie war der Spaziergang?"

„Prachtvoll," erwiderte Weibezahl, von der Ironie peinlich betroffen und zur Revanche bereit. „Besonders Frau Generalkonsul Pasada — — —"

„Wer?" fragte rasiermesserscharf Frau Hesesand.

„Na, die famose Frau Pasada. Ja — Pasada — war auch da!"

„Allein?"

„Nee, leider nich!" warf der Major ein. „Der schwarzgelockte Pegasus war bei ihr!"

„Aha!" machte Mimi und zerdrückte ihre Zigarette.

„Hing an ihr, wie der Kupon an der Aktie!" bekräftigte Weibezahl und freute sich, daß Mimis Nasenflügel zu beben anfingen. Denn — leider muß es gesagt werden! — dem Doktor war Mimi so unsympathisch, daß es nicht einmal zum Heiraten gelangt hatte.

„Schau, schau!" Frau Hesesand wiegte anzüglich den Kopf und lächelte Arsenik.

„Tja," der Major warf ein Bein übers andere und besah die Lackschuhspitze, „die Dame schwärmt scheinbar für moderne Literatur!"

„Geschmacksache!" reckte sich Mimi, „nicht jeden interessiert es, warum ein gewisses Bataillon in einer gewissen Schlacht vergessen wurde!"

„Es wäre für uns alle besser gewesen, man hätte sich dafür interessiert!", grollte der Major, an seiner empfindlichsten Ferse getroffen. „Dann saßen wir jetzt noch hier und zerrissen uns die Mäuler darüber, daß irgend 'ne kleine Frau auf Techtelmechtel ausgeht!"

„Techtelmechtel???" fragte Mimi und machte ein Medea-Gesicht.

„Na — das sieht doch 'n Blinder mit 'n Krückstock! In 24 Stunden haben wir hier den schönsten Skandal, aber dann werden wir dafür sorgen, Doktor, was — wir werden dafür sorgen, daß der Zappeldichter rausgeschmissen wird! Hier is 'n anständiges Hotel, wo alleinstehende Damen mit unversorgten Töchtern wohnen! Hier hat Anstand zu herrschen!"

„Es ist empörend!" rief Mimi, Tränen in den Augen und sprang auf. Es war nicht ersichtlich, was sie empörend fand: das drohende Techtelmechtel, den bevorstehenden Hinauswurf Fidikuks oder des Majors sittliche Forderung. Jedenfalls verließ sie stehenden Fußes den Lästertisch und eilte davon, dem Wintergarten zu. Betretenes Schweigen folgte ihr.

„Meine Tochter hat leider so überzarte Nerven!" greinte schließlich Frau Hesesand und sah den Major zertrümmernd an. „Und da sie für Herrn Fidikuk ein gewisses Interesse — — —"

„Oh, oh, oh," wehklagte scheinheilig Weibezahl, „frische Herzenswunde! Wie können Sie nur, Major?" Und er zwinkerte dem rücksichtslosen Haudegen zu.

Der fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. „Hätt' ich 'ne Ahnung jehabt", entschuldigte er sich. „Glaube übrigens gar nicht, daß die Frau Pasada für Techtelmechtel zu haben ist! — Leider!" setzte er innerlich hinzu.

„Oho! Wer weiß! Ich traue dieser herzlosen Kokette alles zu!" vermaß sich Frau Hesesand.

„Herzlose Kokette? Wieso? Ich finde sie nur sehr schick! Einfach Puppe!" meinte Weibezahl.

„Doppelpuppe!" überbot der Major.

„Wie bitte?" Frau Hesesand stellte die Vertrauensfrage.

„Na ja — meine nur so — bildlich — — ja — figürlich!" Und der Major zeichnete in der Luft eine Elfentaille.

„Nun — mir tut bloß der unglückliche Mann leid!" ließ sich die Frau Konrektor hören.

„Unglücklich? Bei der Frau? Das ist aber entschieden zu viel gesagt!" widersprach Weibezahl und meinte es aufrichtig.

„Na — ich bin überzeugt, daß sie ihm Hörner aufsetzt!"

„Ja wirklich?" fragte Weibezahl erfreut. „Glauben Sie wirklich, daß da was zu machen — — oh Pardon — — Verzeihung — — ich meine — — man soll sich da keine falschen Vorstellungen machen!"

„Nun — ich könnte darauf schwören! Das hat unsereiner im Instinkt. Und wenn ich mir denke, was man etwa über meinen guten Mann sagen würde, wenn ich mich so benehmen würde, wie jene — — Dame — — —"

Die Herren protestierten mit aufgehobenen Händen um Schonung flehend.

„Für jede ist es ja auch nicht!" beschwor Weibezahl.

„Da sei Jott vor und hinten!" sekundierte ernst der Major.

Zum Glück läutete endlich der Gong.

5.

Der große Speisesaal war hell von tausend elektrischen Kerzen. Stimmengewirr, Gläserklingen, Walzermusik. An einem der großen Fenster saßen die Damen Hesesand, neben ihnen die drei Herren. Gegenüber aber an einem besonders apart gedeckten Tischchen ganz allein saß Jenny, und es war ihr unter den Blicken der anderen Gäste fast unmöglich, etwas von den exquisiten Speisen zu genießen. Es muß erwähnt werden, daß sie die fabelhafte Ballrobe trug, die den Abschluß der Privatmodenschau bei Frau Doppelmann gebildet hatte, und es muß weiter erwähnt werden, daß diese Robe sie entzückend kleidete. Und wenn irgendetwas imstande war, Jennys Ruf als hyperelegante, fabelhaft reiche und vorbildlich geschmackvolle Frau bei den Damen, den Herren und dem Personal zu begründen, so war es diese Toilette. Man fand es ganz besonders raffiniert, daß sie die kostbare Extravaganz ihrer Erscheinung nicht durch den mindesten Schmuck beeinträchtigte.

Ganz unten am Ende des Saales, rechts neben der geöffneten Tür, wo es immer zog, saß der Doktor Hüngerl einfach und schäbig in seinem ewigen schwarzen Röckchen, die Stahlbrille auf der blassen Nase, und während er den Rheinsalm, das getrüffelte Reh, die papierdünnen Eskalopes, die kalifornischen Eisfrüchte, kurz alle Bestandteile seines Lotteriegewinnes dankbar in sich aufnahm und mit Quellwasser feuchtete, las er mit der glücklichen Ruhe des Gelehrten in seinem Buche, das den befremdlichen Titel führte „Das Immanente im Mythos", und das zum großen Teile lateinisch geschrieben und mit griechischen Anmerkungen versehen war. Es machte ihm wenig aus, daß man ihm zuletzt servierte, manchmal von fast leeren Platten, daß der Rehrücken kalt und die Eisfrüchte warm waren. Er hatte für diese feinen Unterschiede kein empfindsames Organ.

„Dieses Kleid wieder!" zischelte Frau Hesesand zu den Herren und winkte mit dem Kopf nach Jenny hinüber.

„Fabelhaft!" kritisierte Jacinta entzückt.

„Schamlos!" erklärte Frau Hesesand entrüstet.

„Auch das!" gab Jacinto zu, aber er sah nicht entrüstet aus.

Der Major stieß Weibezahl unterm Tisch mit der Fußspitze an.

„Scheußliche alte Hexe!" wisperte Weibezahl ihm zu.

„Leider nich mehr zu verbrennen!" beklagte der Major.

„Dabei sieht die Pasada aus, wie 'n Tautropfen auf 'nem Rosenblatt!" flüsterte Weibezahl schwärmerisch.

„Schwaches Wort!" Der Major hatte Dorschaugen vor Bewunderung.

„Nein!" Frau Hesesand nahm entschlossen den Kneifer von der Nase und wandte sich zu Mimi. „Die Dame ermangelt jeglicher Sympathie."

„Wie sie schon riecht!" rümpfte die Tochter. „Ich möchte nur wissen, wie das Parfüm heißt, mit dem sie sich durchtränkt!"

„Und was es kostet!"

„Und wo es zu haben ist!"

„Mimi!!!"

„Mama???"

Noch einer saß appetitlos an seinem einsamen Tischchen und starrte bewundernd auf Jennys schimmernden Nacken: Francis Fidikuk! Je mehr er's überdachte, desto klarer leuchtete ihm ein: ohne sich geckenhafter Eitelkeit zu rühmen, glaubte er doch, aus der Bevorzugung heute nachmittag schließen zu dürfen, daß er einen gewissen Eindruck auf Jenny gemacht habe. Verflucht und verwünscht! Wenn nicht der Post- und Eisenbahnstreik dazwischen gekommen wäre, hätte ihm Papa sicher das Geld noch anweisen können, um das er ihn so dringend telegraphisch gebeten hatte. Dann wäre er in der Lage gewesen, seiner Huldigung einen Ausdruck zu verleihen, der bestimmt auf diese in ihrer Jahre Blüte ums Heiligste betrogene Frau gewirkt hätte. Wie gut mußte es sein, die arme Frau eines um mehr als ein Menschenalter vorausgeeilten Gatten zu trösten, ihr zu beweisen, wessen ein jugendliches Herz fähig ist, ein Herz, gleichermaßen entzündet von Liebe und von Poesie! Aber ohne Geld? Francis fühlte, wie seine Existenz wankte, und leider Gottes hatte das Hotel keinen fünften Stock.

Es schmeckte ihm nicht mehr. Um so weniger, als er seit einigen Tagen, zur Sparsamkeit, ja fast zur Not verurteilt, den gewohnten Pontac nicht mehr bestellen konnte. Dem Kellner hatte er gesagt, Magenbeschwerden forderten gebieterisch strengste Enthaltsamkeit, aber der Blick, mit dem der Kellner lächelndes Beileid ausdrückte, stellte gleichzeitig die richtige Diagnose.

Irgendetwas aber mußte geschehen, um der angebeteten Frau zu zeigen, daß ein Männerherz seine Kammern geöffnet hielt. Fidikuk sprang plötzlich auf und eilte die vier Treppen hinauf in sein Stübchen mit dem Blick auf die öde Felswand. Er nahm aus einer verschlossenen Juchtenmappe einen Bogen schwarzen Büttenpapiers, wie es für ihn speziell angefertigt wurde. Dann goß er aus einem Fläschchen etwas dicke, silbrigglänzende Flüssigkeit in den Seifenbehälter, rieb die Masse mit Wasser an und schrieb sodann mit der auf solche Weise gewonnenen Tinte silber auf schwarz ein Gedicht nieder, von dem noch in anderem Zusammenhange die Rede sein wird.

Er kuvertierte das Werk und gab es dem Zimmermädchen mit dem Auftrage, es in Frau Pasadas Zimmer zu deponieren. Fünf Schillinge — wie lange noch, mein Gott, wie lange? — bewirkten, daß die Maid den Auftrag prompt zur Ausführung brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Das andere Ich.

Skizze von Wolfgang Federau.

Dreimal hörte Dixon seinen Namen vor der Wachthütte rufen: „William, hallo! William! William!" Zweimal drehte er sich auf die andere Seite und versuchte weiterzuschlafen. Es war ja auch Wahnsinn; wer sollte sich jetzt mitten in der Nacht und mehr als drei Meilen vom Lager hier herumtreiben. Beim drittenmal jedoch sprang er mit einem kräftigen Fluch empor, riß die Tür auf und starrte in die sternenklare Nacht hinaus. Der Mond war groß und rund, die Straße schimmerte in seinem Licht wie ein silbergraues Seidenband, ein sanfter, warmer Wind strich von den Hängen der Mahadeo-Berge herab. Keine Menschenseele weit und breit zu sehen, nicht die Spur eines lebenden Wesens.

Dixon lehnte sich einen Augenblick an den Türrahmen und überlegte. Der Klang seines Namens lag ihm noch im Ohr. Es mußte trotzdem eine Täuschung sein. Aber wieviel Whisky hatten sie denn getrunken am Abend? Es war doch nicht mehr als üblich gewesen!

Kopfschüttelnd ging er wieder in die baufällige kleine Hütte hinein. Kaum hatte er die Tür geschlossen, als er wieder seinen Namen nennen hörte, diesmal ganz deutlich und aus allernächster Nähe — es konnte nicht mehr als die Dicke einer Wand zwischen ihm und dem unbekannten Rufer sein: „Dixon, William Dixon, hallooo!"

Den Leutnant überlief ein Frösteln, ein quälendes Gefühl der Angst, das er nicht kannte und das ihm die Eingeweide im Leibe durcheinander zu werfen schien. Er stieß seinen laut schnarchenden, ganz in das Moskitonetz gewickelten Kameraden mit dem Fuß an: „Cranly, um Gottes Willen, wach auf!" Der rothaarige Ire grunzte; endlich, als Dixon ihn heftiger schüttelte, erhob er sich taumelnd, noch trunken vom Schlaf. „Was ist los, in Teufels Namen?" fragte er böse und mißlaunig.

„Hör!" flüsterte Dixon und legte den Zeigefinger warnend an die Lippen. Wieder tönte es von draußen „Dixon.. William Dixon!" „Der ruft nun schon eine Viertelstunde," sagte Dixon, „eben war ich draußen, aber da ist niemand zu sehen — willst du nicht mal nachschauen?"

Cranly lockerte wortlos den Revolver im Gürtel und öffnete mit einem Ruck die Tür. Ein Windstoß warf sie hinter ihm ins Schloß. Gleich darauf hörte Dixon das Gemurmel zweier Stimmen. „Also doch ein Mensch von Fleisch und Blut", dachte er beruhigt und wunderte sich, wo er vorher seine Augen gehabt haben mochte. Die Tür öffnete sich wieder, und herein trat mit dem Iren zugleich ein Fremder, ein breitschulteriger Mann von Dixons Größe, dessen Gesicht in dem trostlosen Licht eines kümmerlichen Kerzenstumpfes nicht zu erkennen war. „Noch

ein William Dixon," sagte Cranly mit breitem Lachen, „Colonel hier irgendwo in der Nachbarschaft, in Jabalpur, nicht wahr? Sucht ein paar Kameraden als Gesellschaft für die Nacht, muß morgen weiterreiten — Pferd draußen angepflöckt. Tiger sind ja hier nicht — den letzten schoß Peary vor fünf Jahren!"

Er lachte noch immer über den so plötzlich auftauchenden Namensvetter. Der Fremde hing nach leichter, grüßender Bewegung des Kopfes den Uniformmantel an die Wand; da er keine Miene machte, dem Leutnant die Hand zu reichen, so beschränkte sich auch dieser, etwas verletzt, auf eine kurze, halbwegs militärische Verbeugung.

„Karten sind da und etwas Whisky auch noch", sagte der Ire und rieb sich vergnügt die Hände. „Die Nacht ist bald herum — ich glaube, wir vertreiben uns mit einem Spielchen die paar Stunden; schlafen kann man doch nicht mehr."

„Gern", sagte der Fremde, und es war das erste Wort, das Dixon von ihm hörte nach seinem Eintritt. Es genügte, die leise, unbestimmte Angst von vorher wieder aufzurütteln — die Stimme hatte eine so seltsame Ähnlichkeit mit seiner eigenen. Rasch saß man am Tisch, das Gesicht des Fremden war von dem neben ihm hängenden Mantel so überschattet, daß seine Züge undeutlich wurden und in den wechselnden Schatten des flackernden Lichtes verschwammen.

Die Karten lagen bereit und Whisky auch, und nach einigen Minuten war das Spiel in vollem Gange. Man sprach wenig, der Fremde fast gar nichts. William Dixon hielt die Bank und gewann. Dann hielt der Fremde die Bank, und William Dixon gewann. Dann übernahm Cranly die Bank — aber das Glück blieb dem Leutnant treu, und auf seinem Platz lag schon ein ansehnliches Häuflein von Silber- und Goldmünzen.

Der Ire war ein prächtiger Kerl, aber wenn er verlor, dann liebte er es, seinen Kameraden zu hänseln. Sie hatten vor ein paar Jahren noch gemeinsam das Eton-College besucht, und Cranly wußte aus dieser Zeit, daß Dixon eine fast romantische Liebe zu der schönen Tochter des Subrektors Gray in seinem Herzen hegte, eine jugendliche Leidenschaft, die drei Jahre in Indien nicht hatten ertöten können. Ihn selbst hatte das wirklich hübsche Mädel ein paarmal sehr übel abfallen lassen, und so war er immer noch ein bißchen neidisch auf den begünstigten Kameraden.

Als Cranly deshalb zum zweiten Male die Bank abgeben mußte, ohne auch nur einen einzigen Schlag gewonnen zu haben, kniff er plötzlich spöttisch das eine Auge zusammen und sang mit krähender Stimme: „William Dixon liebt, o weh, — immer noch die Rosie Gray. — Im Traum küßt er ihr Angesicht — Denn alte Liebe rostet nicht!"

Dixon lächelte gutmütig, er pflegte auf solche Anzapfungen nicht zu reagieren. Der Fremde aber warf plötzlich mit einer ungestümen Bewegung die Karten auf den Tisch und schrie: „Hören Sie auf mit dem verdammten Unsinn, ich verbitte mir solche Anpöbeleien — das sind ungehörige Einmischungen in private Angelegenheiten."

Cranly blieb der Mund vor Überraschung offen stehen. Endlich schlug er sich schallend auf die Schenkel und brach in ein unbändiges Gelächter aus: „Aber das ist ja köstlich, Colonel. Herrgott nochmal, ich meine Sie doch gar nicht. Ich meine ja Ihren Namensvetter hier, meinen alten Kumpanen William. Oder haben Sie etwa auch eine Jugendliebe, die Rosie Gray heißt?"

Und immer noch lachend über die offenbare Verwechselung, begann er aufs neue: „. . . Im Traum küßt er ihr Angesicht —"

Aber er hatte noch nicht zu Ende gesungen, als der Fremde mit einem jähen Griff den Revolver aus der Tasche riß, ein Blitz, ein Knall, und ehe William Dixon dem Fremden in die Arme fallen konnte, ehe er überhaupt recht wußte, was los war, lag Cranly am Boden; Blut sickerte aus seiner Schläfe, und sein Körper ballte sich in einem wilden, schmerzhaften Krampf zusammen.

William Dixon kniete neben dem Verwundeten nieder, aber er sah bald, daß da jede Hilfe zu spät kam, daß Cranly tot war, ehe er auch nur einen Schmerzenslaut hatte ausstoßen können. Zornig und erschüttert von dem blutigen Ereignis wollte Dixon dem Fremden die Waffe abnehmen, ihm erklären, daß er vorläufig sein Gefangener sei. Aber der Mann war verschwunden, auch sein Mantel hing nicht mehr an der Wand. Dixon stürzte wie ein Rasender hinaus — es war niemand zu sehen, trotzdem es schon lichte Morgendämmerung war, und man kilometerweit vollkommen freien Umblick hatte.

Da packte ihn ein ungeheures Entsetzen. Er wagte sich nicht mehr zurück zu dem Toten, sondern lief, wie er ging und stand, ohne Mütze, mit offenem Uniformrock in dem bald einsetzenden glühenden Sonnenlicht den meilenweiten Weg zum Lager, meldete sich beim Oberst und erzählte in wirren, abgerissenen Worten den ganzen, furchtbaren Vorfall. Er hatte kaum geendet, als er ohnmächtig zusammenbrach.

Ein kleines Detachement wurde sofort abgesandt, um Cranlys Leiche zu holen und die Umgebung genau abzusuchen. Das Resultat war vernichtend! . . . Es fand sich nicht der geringste Anhaltspunkt dafür, daß ein Fremder die Lütte innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden betreten haben konnte. Ein Willia Dixon in Jabalpur war vollkommen unbekannt — überhaupt gab es keinen zweiten dieses Namens im ganzen Bereich des britischen Militärs in Indien. Wohl aber wurde festgestellt, daß Dixon aus seinem Dienstrevolver einen Schuß abgegeben haben mußte und daß die Kugel, die man aus dem zertrümmerten Schädel von Cranly herausnahm, aus einem englischen Armeerevolver stammte.

William Dixon war aus angesehener Familie und verfügte über sehr hohe und mächtige Gönner. Sonst hätte er zweifellos wegen Totschlages im Affekt lange Jahre hinter Zuchthausmauern verbringen müssen. Wie die Verhältnisse lagen, und weil man seine enge Freundschaft mit Cranly kannte, wurde festgestellt, daß er die Tat in einem plötzlichen Anfall geistiger Umnachtung begangen habe. So wurde Dixon mit dem nächsten Heimtransport nach England geschafft und in einem Irrenhaus in Leicester untergebracht. Dort hat er sich in einem unbewachten Augenblick erhängt — auf den Tag, genau ein Jahr nach jenem seltsamen Vorfall im Herzen Indiens.

Reise-Erlebnisse der Spinntante.

II.

Sind Schwestern unseres Hauses am Ort, so wohne ich selbstverständlich bei denen, es ist mir immer eine Herzensfreude, wenn ich fühle, hier wirkt eine echte Diakonisse, eine treue Tochter unsers Mutterhauses, sofort weht mich aus der Gemeinde eine warme Liebeswelle an. An ein paar Orten stehen die vorstehenden Schwestern beinahe vier Jahrzehnte im Dienst derselben Gemeinde, haben Kind und Kindeskind aufwachsen sehen, wissen wie es in jedem Hause, jeder Familie aussieht, tragen Freud' und Leid, Krankheits- und Sterbensnot mit ihnen und auf betendem Herzen.

Wie schön war's in dem kleinen Städtchen, in dem ich nun schon zum zweiten Mal reden durfte. Den Gemeindesaal hatten die Schwestern mit Tannengrün geschmückt, aus einer Gärtnerei war ein großer Strauß prachtvoller Chrysanthemen gespendet, andere Gemeindeglieder hatten durch Zuschickung von Kuchen und allerlei Leckerbissen gesorgt, daß sich die Spinntante den Magen gründlich verdorben hätte, wenn sie sich durch all die Delikatessen durchgekostet hätte. Der liebste Anblick aber waren mir doch die glänzenden Augen der vielen Zuhörer, zwei größere Knaben, welche vor kurzem schwere Operationen in unserm Mutterhause glücklich überstanden hatten, strahlten mich mit ihren Müttern um die Wette an.

Im Jahr vorher kam ich krank an und hatte nur die eine Sehnsucht, meinen heftig schmerzenden, schwindligen Kopf hinlegen zu können. Mit Hilfe von Pyramidon konnte ich ja am Abend sprechen und die ziemlich lange Eisenbahnfahrt am nächsten Tage zurücklegen, dann aber mußte ich eine ganze Weile das Bett hüten.

Wahrscheinlich hatte sich das durch Dampfheizung verweichlichte Menschenkind in dem schneidenden Winde auf offenem Wagen an dem Orte vorher stark erkältet, in drei recht weit voneinander entfernten Dörfern hatte ich zwei Tage hintereinander in Gasthaussälen ziemlich lange gesprochen. Die Wirte hatten freundlicherweise Säle, Beleuchtung und Heizung für den guten Zweck unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Peinlich war mir nur, daß jedesmal derselbe Geistliche dabei war und ich wollte mir doch nicht das Armutszeugnis ausstellen, immer dasselbe zu sagen. Wir Schwestern haben ja ein reiches Erleben, wegen Stoffmangel kommt man da so leicht nicht in Verlegenheit, aber es soll doch auch Hand und Fuß haben, was man den Zuhörern bietet, die oft weite und schlechte Wege gegangen sind.

An einem andern Ort sprech ich in dem schönen Kirchlein an einem Adventssonntag. Der Altar war sinnig mit blühenden Topfblumen geschmückt, viele Lichter brannten — eine Adventspforte vor dem Altar mit roter Ampel erinnerte mich an frühere Zeiten in unserm Mutterhause. Da wurde in einem der großen Kindersäle an jedem Adventssonntag die mit Tannengrün umkleidete Adventspforte aufgestellt, Adventslieder wurden gesungen, die Kindertante erklärte das Sonntagsevangelium. Zuletzt sagten sieben Kinder die Verheißungen auf, jedes durfte ein Lichtlein anzünden, die wurden dann an der Pforte angebracht, am letzten Adventssonntag flammten dann 28 Lichtlein daran — tempi passati.

Das stimmungsvoll gehaltene Kirchlein war schön warm. Der Herr Pfarrer hat dort eine eigenartige Sitte einge-

führt. Jeder Kirchenbesucher, jeder Konfirmand ist verpflichtet, immer etwas zur Heizung mitzubringen, ein Stück Torf oder Holz oder Kohle in Papier gehüllt und es in einer dazu bestimmten Kammer niederzulegen. Dies tut ein jeder gerne und weder die Kirchenbesucher noch die Konfirmanden haben auch in der knappesten Zeit zu frieren brauchen.

Am Sonntag hatte ich in der Kirche der ganzen Gemeinde erzählt, am Montag abend waren die tätigen Mitglieder der Kirche, Frauenhilfe und Jungmädchenbund noch in den Konfirmandensaal gebeten. Nachdem die jungen Mädchen mit Lautenbegleitung alte Advents- und Weihnachtslieder gesungen, führte ich die Zuhörerinnen im Geist durch die verschiedenen Arbeitsgebiete unseres Mutterhauses und landete zuletzt in der Spinnstube. Dabei sagte ich, noch immer hätte ich den Verlust der fünf Zentner Wolle, welche unsere in Osorno-Süd-Chile arbeitende Schwester von den deutschen Farmern für unser Mutterhaus erbeten, nicht verschmerzt. Die Wolle sollte seinerzeit durch den deutsch-chilenischen Bund frachtfrei bis zur polnischen Grenze befördert werden. Bis Bremerhafen ist der Ballen auch gekommen und, ich weiß nicht durch welches Mißverständnis, in Deutschland verteilt worden, nur 14½ Kilo kamen in meine Hände. Beiläufig erwähnte ich dabei, hinter das Geheimnis, wann eigentlich die Schafe auf den großen Gütern geschoren würden, sei ich bis jetzt noch nicht gekommen. Ich hörte wohl in einer Ecke des Zimmers ein leises, belustigtes Lachen, erzählte aber weiter. Am nächsten Morgen fand ich auf dem Bahnhof einen Sack mit Wolle zum Mitnehmen vor, hocherfreut und sehr dankbar trug ich ihn heim.

Am liebsten erzähle ich ja auf dem Lande oder in kleinen Städten, aber einige mal habe ich auch in Posen selbst im großen Saale des Vereinshauses erzählt. Willige Helfer und Helferinnen, die den Abend abwechslungsreicher und anregender gestalteten, habe ich immer dazu gefunden. Programme, Eintrittskarten, Anzeigen brauchte ich nie zu bezahlen und da der 500 Menschen fassende Saal stets gefüllt war, so bedeutete diese Einnahme in der Notzeit für unser Haus auch eine kleine Hilfe.

In der zweiten Hauptstadt durfte ich auch schon einige Male etwas von unserem Haus und Werk, unserem Leben und Ergehen erzählen.

Im vorigen Jahr erlebte ich allerlei Unfälle dabei, die glücklicherweise keine ernsten Folgen hatten. Beim Umsteigen in eine andere Linie der Elektrischen stiegen die mich begleitenden jüngeren Schwestern rasch aus, mir zurufend, der andere Wagen stünde schon bereit. Im ungewissen Zwielicht meinte ich, der sehr langsam fahrende Wagen stände bereits still, wollte schnell folgen, aber da lag ich auch schon auf dem Pflaster. Laut auf schrien die Schwestern vor Schreck, Entsetzen lähmte sie, sahen sie doch schon den zweiten Wagen über meinen Kopf gehen. Die deutsche und an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Standrede, welche der Schaffner der unverständigen, alten Schwester hielt, war nicht von schlechten Eltern. Beschämt sammelte ich meine Gliedmaßen zusammen und vom Pflaster auf, dankte Gott, daß der Arm, auf den ich mit ganzer Wucht gefallen, nicht gebrochen war. Spiegelte er lange Zeit auch noch fast sämtliche Farben des Regenbogens wider, so war doch der Knochen heil geblieben.

Wir fuhren dann bis zur Endstation und wollten eins unserer Arbeitsfelder in einem Vorort aufsuchen. Den Weg wußten wir nicht, Straßenlampen brannten keine — gefragt haben wir wohl zehnmal unterwegs. Freundlich und höflich gab man uns zwar immer Bescheid, kamen wir aber an eine neue Straßengabelung, so wurden wir immer wieder unsicher. In der dichten Finsternis verloren wir den Weg vollends, gerieten auf Eisenbahnschienen, kollerten die Böschung hinab, wobei unsere Kleider in recht unliebsame Berührung mit Stacheldraht gerieten. Nachdem wir uns mit aller gebotenen Vorsicht von diesem bösen Gesellen gelöst hatten stapften wir querfeldein auf ein großes Gebäude zu, dessen erleuchtete Fenster uns aus einiger Entfernung entgegenschimmerten; das war dann auch wirklich unser Ziel.

Aber nun fanden wir keine Klingel, tappten in der Finsternis suchend danach umher, während drinnen im Hofe ein paar Hunde schauerlich heulten. Dies fürchterliche Gebell lockte unsere Schwestern heraus und nun wurden wir freudig bewillkommnet. Den dort untergebrachten jungen Mädchen wollte ich gern etwas erzählen. Kaum aber hatte ich mich im Unterrichtszimmer hingesetzt, da sauste auch schon die große, schwarze Wandtafel dicht an meinem Ohr vorüber. Meinem harten Schädel würde sie nicht viel getan haben, aber eine tüchtige Schramme hätte es doch gegeben.

Der Stimmung taten diese kleinen Unfälle keinen Abbruch, wir verlebten ein paar ernst-fröhliche Stunden miteinander, und wurden dann von den Schwestern mit einer Handlaterne zur Elektrischen geleitet. Es war die letzte, die wir glücklicherweise noch erwischt hatten, gegen 11 Uhr nachts standen wir vor der Behausung der Gemeindeschwestern. Da stellte sich eine neue Verlegenheit heraus, jede der Schwestern hatte gemeint, die andere habe den sehr gewichtigen Hausschlüssel mitgenommen. Nun wurde gerufen, mit den Schirmen an die Scheiben getrommelt, aber 10- bis 15jährige Mädchen aus dem ersten Schlaf zu erwecken, dazu gehören ganz andere Geräusche. Zitternd wartete ich immer auf den Polizisten, welcher uns wegen nächtlicher Ruhestörung ins nächstgelegene Arrestlokal bringen würde und malte mir im Geist diesen Anblick und vor allem diese Nachtruhe aus. Da kam die jüngste, behendeste Schwester auf den Gedanken, das große Tor zu übersteigen und bei den Knaben anzuklopfen. Wir halfen nach, das Wagestück gelang und siehe da, die Jungens waren hellhöriger! Ein kleiner elfjähriger Steppke suchte in seiner Schlaftrunkenheit zwar eine ganze Weile das Schlüsselloch, fand es aber endlich doch und ließ uns ein. Am liebsten hätte ich den kleinen, barfüßigen Hemdenmatz umarmt, er erschien mir wirklich wie ein rettender Engel. Beim Nachtgebet kamen mir unwillkürlich die Worte über die Lippen: „In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!"

So könnte ich noch lange und viel erzählen. Sind meine Winterreisen auch weder Erholungs- noch Vergnügungsfahrten, sie sind doch meines Alters Freude und Glück. Gesprochenes Wort von Angesicht zu Angesicht wirkt anders, als nur das geschriebene, das habe ich nun schon zu hundertmalen erfahren. Auch im Bromberger Bezirk diente ich gern unseren immer kleiner und vereinsamter werdenden Gemeinden und erwärmte sie etwas mehr für unsere Arbeit im Posener Diakonissenhause.

An der Raumfrage braucht die Sache nicht zu scheitern — Kirchen sind ja noch überall vorhanden und fassen die größtmögliche Zuhörerzahl. Nur dürfte dann nicht zweimal an einem Tage Gottesdienst sein, der weiten und oft recht schlechten Wege halber.

Jedenfalls tue ich diesen Dienst mit Freuden, wo immer er nur begehrt wird, allerdings müßte ich es stets ein paar Wochen vorher erfahren.

Möchte Gott auch diese schlichten Worte segnen, das ist der herzliche Wunsch der sogenannten „Spinntante".

Anna Kleinert, Posen (Poznań), Grundwaldzka 49.

Bunte Chronik

* **Die häufigsten Krankheiten in Neuyork.** In einer Statistik der amerikanischen Versicherungsgesellschaft über die Sterblichkeit der Einwohner Neuyorks werden die am häufigsten vorkommenden Todesursachen angegeben. Das abgelaufene Jahr hat demnach eine beträchtliche Zunahme der Todesfälle gebracht. Von 100 000 Versicherten starben an Herzkrankheiten 127, an Lungenleiden 88, an Krebs 81, an Schlaganfällen 56 und an Grippe 25. Durch Autounfall kamen 16 ums Leben, 12 endeten durch Selbstmord und fünf wurden ermordet.

* **Ein neues Mittel gegen Schlaflosigkeit: Saure Milch.** An Schlafmitteln haben wir gewißlich keinen Mangel. Sie haben nur fast alle den einen Nachteil, daß sie, in größeren Mengen genommen, schädlich auf die Körperkonstitution wirken. Bei Gewöhnung an Schlafmittel tritt auch Wirkungsminderung bzw. Wirkungslosigkeit ein. Nun macht der österreichische Arzt Dr. Kühner darauf aufmerksam, daß saure Milch — auch „dicke Milch" genannt — ein Schlafmittel ist, dessen glänzende Wirksamkeit sich in vielen österreichischen Sanatorien bewährt hat. Wegen der Schwierigkeit, im Winter die Milch zu säuern, ist dies leider für Privathaushaltungen ein Sommermittel. Dr. Kühner meint nun, daß es für einen Chemiker nicht schwer halten könnte, aus der künstlich gesäuerten Dickmilch ein gänzlich unschädliches Schlafpulver herzustellen. Der Chemiker brauchte nur aus der Dickmilch die Milchsäure zu extrahieren und diesen Extrakt zu pulverisieren und das Schlafmittel wäre fertig.

Lustige Rundschau

* **Einverstanden.** Hausfrau: „Ich glaube, Lina, wenn das so weiter geht, muß ich mich nach einem anderen Mädchen umsehen." — Lina: „Das kann nichts schaden, gnädige Frau, hier gibt's schon lange Arbeit für zwei."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.